



Einzelhaft


Eine wahre Kurzgeschichte

(Wien 2010)

1

Es ist die laute Stille, die so charakteristisch für jedes Gefängnis ist. Es ist nicht wie im normalen Leben, wo ein ständiger Grundpegel an Geräuschen im Hintergrund nicht mehr zu hören ist. Autos, Baustellen, Flugzeuge, Einsatzfahrzeuge im Einsatz, all dies verschwimmt zu einer nie enden wollenden Suppe aus Lärm, die wir beim besten Willen nicht mehr hören – wenn wir in Freiheit sind. Manchmal, wenn wir uns an einen Ort begeben, wo es plötzlich ruhig ist, ein Wald vielleicht, dann sagen wir: »hier ist es aber ruhig« und wir nehmen Vogelgezwitscher wahr, Rascheln im Laub, das Rauschen des Windes in den Ästen. Erst da wird uns bewusst, wie laut es in Wahrheit immer ist und wie viele, unzählige Geräusche wir sonst nicht mehr wahrnehmen können. Zuviel, zu laut, zu gleichzeitig ist die Welt des Lärms, die unseren Alltag umspinnt.


Doch im Gefängnis ist es still. Man verharrt regungslos, starrt die Wand an und wartet, dass die Zeit vergeht, und dieses Warten ist durch kein Geräusch unterbrochen. Ja, manchmal hört man ein Scharren, ein Räuspern oder ein anderes verlegenes Bewusstmachen, dass man nicht alleine ist. Doch diese leisen Geräusche sind nur die Erinnerung, dass man noch lebt und nicht bereits in der ewigen Stille des Todes versunken ist.



So vergeht Stunde um Stunde, Tag um Tag in klösterlicher Ruhe und Einförmigkeit. Der Tag ist portioniert in kleine Häppchen, jetzt zwei Stunden Ruhe, dann der brutale, metallische Krawall, wenn das Essen ausgegeben wird, lauter Lärm beim Essen, dann wieder stundenlange Ruhe. Alles ist unterteilt nach diesem Stundenplan, alle körperlichen Bedürfnisse gehorchen diesem Rhythmus, dessen Takt vom Schlagen der Gittertüren beim Öffnen und Schließen vorgegeben wird. Wie ein nie enden wollendes Musikstück, dessen Takte über Stunden gehen und ein gigantisches Metronom aus Metallstäben und Scharnieren die Schläge zählt. Der Hunger richtet sich nach dieser Uhr, die Müdigkeit, die Hoffnung und die Enttäuschung. Alles ist auf diesen Takt ausgerichtet und kommt Tag für Tag wieder.

Wenn ich aus meinem Fenster sehe, so blicke ich auf wenige Quadratmeter Wiese. Grün, eine kräftige Farbe, ein harter Kontrast zu den grauen Gefängniswänden und dem Schmutz hier. Die Sonne verirrt sich niemals hier her, da diese Seite des Baus im Norden liegt. Aber dennoch habe ich Glück, denn die Farbe des Grases verleiht mir Hoffnung und gibt mir das Gefühl zu leben. Von Zeit zu Zeit beobachte ich einen kleinen Vogel, einen Spatz vielleicht, der zwischen den Halmen herum hüpft und kleine Körner pickt. Dann komme ich jedes Mal ins Träumen. Ich stelle mir vor, ein Vogel zu sein. Nicht nur frei, um über Wiesen zu laufen, lachend das Gesicht der Sonne entgegen strecken zu können, nein, viel freier noch: frei von allen Zwängen unseres Daseins, nicht nur von den Gefängnismauern, frei, um sich in die Lüfte erheben zu können und der Welt unter mir beim Versinken zusehen zu können. Wie herrlich muss das sein! Was hier unten wichtig ist, Kleinigkeiten, die wir rund um uns wahrnehmen, verschwinden beim Aufsteigen, werden bedeutungslos und wir erkennen aus der Luft, wie klein die Welt ist und wie unwichtig unsere täglichen Sorgen sind.


Daran denke ich, wenn ich aus dem Fenster blicke und beobachte, was für mich pure Natur ist, für euch aber nur ein belangloses Stück Gras. Doch glaubt mir, wenn ihr in einer Zelle wohnen wür-



det, so klein, dass ihr alle Wände von einem Platz mit euren Händen erreichen könntet, dann habt auch ihr nach einigen Jahren jeden Quadratzentimeter auswendig gelernt. Ihr kennt alles, jede Ritze, jedes Staubkorn, jede dieser gleichförmigen Grauschattierungen des Schmutzes. Euer Geist ist gelähmt von der Gleichheit dieses Anblicks, Tag für Tag für Tag. Keine Abwechslung, nichts, das sich ändert, keine Zerstreuung, die als Nahrung für Euer Gehirn dienen könnte. Ihr verbringt einen Tag damit eine Wand anzustarren und am nächsten Tag starrt ihr eine andere Wand an. Doch ihr habt nur vier Wände und alle vier sind so nahe, dass ihr sie immer berühren könnt, egal wie ihr steht. Dann seht ihr euch nach dem Grün im Frühling, nach dem Braun im Herbst, nach dem Blau des Himmels und dem Spiel des Windes in den Grashalmen und nach der unbekümmerten Sorglosigkeit der Vögelchen. Das ist Leben, das ist es, was euch Kraft gibt und euch hilft Tag um Tag zu überleben.

Ich habe Glück, denn nicht jeder hier hat eine Aussicht. Viele haben kein Fenster und ihnen bietet sich nur der Schmutz der Wände als Zerstreuung an. Die meisten werden wahnsinnig nach einiger Zeit, beginnen sich gegen Wärter aufzulehnen, werden gewalttätig, randalieren in ihrer Zelle. Manche werden auch krank, verweigern ihre Nahrung, magern ab und sterben schließlich. Ich glaube, dass es das Grün der Gräser vor meinem Fenster ist, das mir Hoffnung gibt, das Gefühl, dass es irgendwo noch Leben außerhalb von Mauern gibt.

Nein, nichts Konkretes! Ich erhoffe nichts mehr für mich. Dazu bin ich schon zu lange hier. Der Gedanke, jemals wieder frei zu kommen, war in den ersten Jahren übermächtig. Bei jedem Öffnen der Zellentür, bei jedem Besuch der Wärter, bei jedem Hofspaziergang flammte die Hoffnung erneut auf, dass heute der Tag sei, heute, endlich, wo ich freigelassen werde. Aber viel zu oft wurde diese Hoffnung nicht erfüllt. Man beginnt sarkastisch zu werden, man versteckt die Hoffnung hinter zynisch zur Schau getragener Gleichgültigkeit. Doch irgendwann wird die Gleichgültigkeit zur Realität, irgendwann



stirbt die Hoffnung und sie stirbt zuerst. Erst lange nach dem Tod der Hoffnung dürfen wir erst gehen.


2

Der Alltag meiner Strafe hier besteht aus den immer gleichen Abfolgen. Man weckt uns immer zur gleichen Zeit und es beginnt unruhig werden. Wir hören uns gegenseitig in unseren Zellen, die morgendlichen Verrichtungen, der Toilettengang, das Strecken und Dehnen der Glieder nach der Nacht.

Dann kommt das Frühstück, das wir alleine in unseren Zellen verzehren. Nach der langen Nacht wird das Frühstück natürlich laut und gierig verschlungen. Immerhin liegt dann die letzte Mahlzeit bereits zwölf Stunden zurück. Es ist stets die gleiche Mahlzeit, ein undefinierbarer Brei, der sicherlich viele Nährstoffe enthält, sodass wir nicht verhungern. Aber von Geschmack kann natürlich keine Rede sein. Es ist ja auch kein Hotel hier, sondern ein Gefängnis. Aber wir schmatzen zufrieden und die meisten schleckten noch geizig die Schüssel aus, um ja nichts verkommen zu lassen.

Ich war vor vielen Jahren vorübergehend in einer anderen Anstalt, in der die Mahlzeiten gemeinsam ausgegeben wurden. Das war lustig, aber es war auch ein anstrengendes Gerangel um das Essen. Die Einzelhaft, in der ich jetzt schon das fünfzehnte Jahr bin, hat den Vorteil, dass mir mein Essen bleibt. Wenn ich nicht hungrig bin, könnte ich mir etwas aufsparen und später essen. Anfänglich habe ich die Kollegen vermisst, den Spaß der gemeinsamen Mahlzeit, aber mit der Zeit habe ich es auch schätzen gelernt, dass ich mein Essen garantiert für mich alleine habe.

Heute bin ich schon älter und beginne darüber nachzudenken, was sein wird, wenn ich mich in der Gruppe nicht mehr durchsetzen




kann. Mein Status hier, meine Rangfolge sinkt dann und ich werde sicher froh sein, dass ich in Ruhe meine Mahlzeiten einnehmen kann und danach ein Nickerchen machen kann. Der Kampf ums tägliche Brot bleibt mir hier erspart und Gefängnismauern können auch ein Schutz sein. Irgendwann nämlich, ist man nicht mehr eingesperrt, es kommt der Moment, da man sich freut, dass die anderen ausgesperrt sind.

Es kehrt wieder Ruhe ein nach dem Frühstück. Die meisten schlafen nochmals ein wenig und zerstreuen sich ruhig. Ein Scharren, ein Husten, ein Klappern an den Gitterstäben, das ist alles, was man am frühen Vormittag hört. Jeder verbringt die Zeit mit sich und seinen Gedanken. Müde und schläfrig kaut man an Resten des Frühstücks, ich schaue ein wenig aus dem Fenster, andere vielleicht durch das Gitter der Tür. Wir haben es nicht eilig, Zeit spielt keine Rolle. Erst später kommt die Zelleninspektion. Doch bis dahin vergehen ein paar Stunden, die wir gemütlich vertrödeln. Die Schläfrigkeit lässt die Zeit ohne Mühe verstreichen. Jeder hängt seinen Gedanken nach, bewegt sich ein wenig, gähnt und furzt (gutes Benehmen spielt bei uns hier keine große Rolle). Erst später, am Nachmittag, wenn wir fit sind, aktiv und voller Energie, da will die Zeit nicht vergehen.

Der Nachmittag ist dann auch die Zeit der Besuche. Viele hier bekommen regelmäßigen Besuch und man darf für diese Zeit die Zelle verlassen. Da beginnt dann das große Lärmen und das Durcheinander der Gäste. Langsam füllen sich nach dem Mittagessen die Gänge mit laut plaudernden Besuchern. Eine allgemeine Geschäftigkeit macht sich breit, die Gefangenen werden einzeln aus ihren Zellen geholt – nicht alle, nur jene, die Besuch haben – und dürfen mit ihren Freunden den Bau verlassen.

Meist spaziert man dann am Hof und verbringt etwas Zeit miteinander. Wir Häftlinge treffen uns gegenseitig beim Flanieren mit unseren Gästen. Die Beine werden gestreckt und die wenigen Schritte tun so gut. Je nach Herkunft und Charakter begnügen sich manche mit kleinen Spaziergängen, andere wieder dürfen mit ihren Gästen




etwas Sport betreiben und vielleicht nach dem Spaziergehen noch eine halbe Stunde mit einem Trainer ein wenig Fitnesstraining machen.

Der Sport spielt überhaupt eine große Rolle hier. Ich weiß nicht, warum hier alle so verrückt sind auf dieses Trainieren und Üben, aber es ist natürlich eine willkommene Abwechslung. Wenn man dreiundzwanzig Stunden am Tag eingesperrt ist, dann beginnt diese Stunde Freigang wichtig zu werden. Und wenn jemand meint, man solle in dieser Stunde Sport betreiben, dann betreiben wir eben Sport. Natürlich wäre es schöner, sich in dieser Stunde zwanglos zusammenstellen zu können, ein wenig zu klatschen, die Nachbarn besser kennenlernen zu können, ein wenig mit Freunden plaudern zu können oder überhaupt erst Freunde zu finden. Aber uns ist jeder Kontakt mit Zellengenossen strikt untersagt. Wenn wir uns zufällig beim Hofspaziergang oder beim Sport zu nahekommen und ein paar Worte wechseln wollen, dann kreischen unsere Wärter und reißen uns brutal auseinander. Zu groß ist die Gefahr, dass wir uns zusammenrotten, vielleicht einen Aufstand planen und nicht mehr kontrollierbar sind.

Denn es geht viel um Kontrolle hier. Ich glaube, die meisten hier werden als ziemlich gefährlich eingestuft. Unsere Wärter und auch die Sporttrainer achten sorgsam darauf, nie unbewaffnet zu uns zu kommen. Ständig tragen sie Peitschen und Stöcke und passen auf, uns nie den Rücken zuzukehren. Wenn wir Befehle nicht sofort und ohne Murren befolgen, wird sofort Gebrauch von der Peitsche gemacht. Keinen Bruchteil einer Sekunde darf man zögern, sonst brennt es schon auf der Haut. Die Angst vor dem Kontrollverlust sitzt zu tief in den Herzen unserer Wärter.

Es ist für mich immer erstaunlich gewesen, denn obwohl unsere Wärter über unser Leben entscheiden, uns hier einsperren oder herauslassen und eigentlich jede denkbare Macht über uns haben, so haben sie gleichzeitig auch große Angst vor uns. Manchmal kann man die Angst richtig riechen, so fürchten sie sich vor uns. Wir Häftlinge wissen das und es gibt uns ein Gefühl der Stärke zurück. In diesem



Gefängnis, wo wir nichts sind, nichts entscheiden dürfen und keine Freiheit haben, da haben wir zumindest diese Sicherheit, dass wir stärker sind und unsere Wärter uns fürchten. Nur durch die Gewalt der Peitschen, der geschlossenen Türen, der ununterbrochenen Aufsicht können sie uns ruhig halten und wenn einmal alle Türen aufgingen, so würden wir uns sofort zusammenrotten und gemeinsam fliehen. Das wissen unsere Wärter und wir wissen, dass sie es wissen, weil wir die Angst sehen, die Angst spüren, die Angst riechen können.

3

Wenn ich heute hier am Hof stehe, alleine, denn ich warte auf einen Wärter, so denke ich über meine Zeit hier nach. Ich lasse meine Augen über die Gebäude schweifen, betrachte die grauen Mauern, die Gitter und die Unordnung am Hof, so ist wird mir heute bewusst, wie vertraut mir schon alles geworden ist. Ich kenne auch hier alle Risse in der Mauer, alle Ziegel auf dem Dach, die kaputten wie die ganzen. Alle Fenster kenne ich, die Blumen davor und die Vorhänge dahinter. Ich habe das Gras zwischen den Pflastersteinen wachsen sehen und den wilden Wein, wie er vor Jahren als kleines Pflänzchen zwischen Hofpflaster und einer Wand auftauchte. Heute ist dieser Wein eine groß gewachsene Ranke, die wohl drei oder vier Meter an der Mauer nach oben geklettert ist und ich habe ihm bei so vielen Hofspaziergängen beim Wachsen zugehört.

Warum bin ich hier? Warum konnte ich mir all das einprägen, dem Wein beim Wachsen zusehen? Jemand hat entschieden, dass ich hier sein muss, eingesperrt, eine Gefahr für die übrigen. Irgendjemand hat befunden, dass ich bestraft werden muss, dass ich etwas falsch gemacht habe. Ob jemand befunden hat, dass ich nur einen Fehler gemacht habe? Oder hat man entschieden, dass ich vor Grund




auf schlecht bin, ohne Hoffnung auf Besserung, verdammt für immer weggesperrt zu bleiben?

Ja, ich bin schlecht. Ich weiß es, weil ich hier bin. Weil ich so behandelt werde, weil ich bestraft werde, weil meine Wärter Angst vor mir haben. Jeder, der fünfzehn Jahre hier wäre, so viel nachgedacht hätte, so oft die Frage gestellt hätte, warum? Jedem bliebe dann nur mehr diese eine Gewissheit, dass er schlecht ist und es besser ist, eingesperrt zu sein. Besser für die anderen, aber auch für einen selbst, damit man keine Gefahr mehr darstellt. Dass man wie ein wildes Tier hinter verschlossenen Gittern leben muss, weil die anderen vor ihnen geschützt werden müssen. Weil es Waffen braucht, um gebändigt zu werden, weil man schwer zu kontrollieren ist.

Was muss aber jemand verbochen haben, um derart hier bestraft zu werden? Viele Strafen werden zu Recht verhängt. Mörder, Vergewaltiger, Diebe, sie alle haben andere geschädigt, Leid verursacht und verdienen es, ausgestoßen zu werden. Die Gemeinschaft will diese nicht mehr, sie sind zerstörerisch, es gibt keinen Grund mehr, sie in ihrer Mitte zu tolerieren. Dennoch, nein, ich bin weder Mörder noch Vergewaltiger.

Alle hier – vielleicht wissen das die anderen, die draußen, nicht – halten sich für unschuldig. Egal, wen man fragt, jeder sagt: Ich, ich bin wirklich unschuldig! Die anderen, ja die, die mögen zu Recht hier sein. Der eine vielleicht, der Aggressive, oder der Ruhige dort, der muss ja ein schlechtes Gewissen haben. Aber ich, ich bin sicher zu Unrecht hier! So klingt es bei jedem, auch bei mir.

Ich bin nicht sehr klug. Richtig zugetraut hat mir nie jemand etwas. Meine Eltern waren einfach und meine Kindheit am Lande hat mich nicht mit der Gewitztheit urbaner Zeitgenossen ausgestattet. Auch eine richtige Ausbildung konnte ich nicht erhalten, dazu war meine Herkunft zu schlicht und zu weit weg von Bildungseinrichtungen und Schulen. Vielleicht habe ich deshalb nicht verstanden, warum ich schon in so jungen Jahren gefasst wurde und nach einigem Hin und Her in verschiedenen Anstalten hier gelandet bin. Viel-



leicht hat es einmal jemand versucht, mir zu erklären, aber ich habe es nicht verstanden. Ich tue mir sehr schwer, den Gedanken derer zu folgen, die mich verurteilt haben. Aber ich glaube, es muss etwas sehr Schlimmes gewesen sein, das ich gemacht habe. Denn sonst wäre ich nicht hier.

Ich fühle mich unschuldig, ja. Aber in dem Sinne, dass ich nicht verstehe, was ich falsch gemacht habe. Wenn die anderen sich ungerecht behandelt fühlen und glauben, sie wären fälschlich hier, so glaube ich, dass es einen guten Grund gibt, dass ich hier bin. Denn ich bin dumm, und die, die mich hierher gebracht haben, sind klug und verstehen alles. Sie wissen, was geschehen sein muss und warum es besser ist, dass ich hier bin und nicht mehr in Freiheit. Weil ich glaube, dass andere besser über mich entscheiden können, muss es richtig sein, dass man mich eingesperrt hat. Auch wenn ich nicht weiß, warum.

4

Es beginnt leicht zu regnen und die Tropfen tappen leise auf meinen Kopf. Das Regenwasser läuft langsam meine Stirn entlang und rinnt in meine Augen. Das macht nichts, denn das ist Natur, das ist Leben, und es ist besser hier im Hof zu stehen, als alleine in der Zelle eingesperrt zu sein. Es würde viel Zeit vergehen, bis mir der Regen überdrüssig würde. Zu selten sind die Gelegenheiten, aus der Zelle herauszukommen und selbst wenn ich hier nur stehen darf und auf einen Wärter warte, so genieße ich die Minuten.

Ich blinzele in den Himmel und erhasche ein paar Tropfen gegen den Durst. Der Himmel ist grau, wie die Mauern des Gefängnisses und auf dem Boden sammeln sich Wasserpfützen, die das Grau des Himmels und der Mauern widerspiegeln. So ist alles hier Grau in



Grau, eintönig, nur ich bin fröhlich und genieße die frische, kühle Luft.


Natürlich wäre meine Sonderbehandlung an diesem regnerischen Vormittag perfekt, wenn noch der eine oder andere dabei wäre. Dann könnten wir plaudern, wir hätten Ruhe und Zeit uns die neuesten Geschichten zu erzählen und vielleicht ein wenig rumzualbern. Wir haben ja so wenig Gelegenheit uns zu sehen, uns kennen zu lernen. Es sind aber nur die Regentropfen, die mir Gesellschaft leisten, denn auch mein Wärter kommt nicht.

Oft habe ich mir gewünscht, mich mit meinen Mitgefangenen austauschen zu können. Zu fragen, wie lange bist du schon hier? Weißt du, warum du hier bist? Wie lange du noch hier sein wirst? Doch uns ist jeder Kontakt verwehrt, es ist Teil der Strafe, dass wir uns nicht begegnen dürfen.

Man lässt uns bewusst im Unklaren, warum wir hier sind, wie hoch die Strafen sind, welche Hoffnungen wir noch hegen dürfen. Im Gespräch untereinander könnten wir Pläne schmieden, klüger werden, Erfahrungen austauschen und eine Gefahr für die Wärter werden. Daher sind soziale Kontakte strikt verboten und wir können uns nur heimlich im Vorbeigehen kleine Nachrichten zukommen lassen oder durch die Gitterstäbe kommunizieren.

Es gäbe vieles Interessante hier zu bereden, glauben Sie nur nicht, wir hätten nicht genug zu plaudern und zu tratschen. Beständig kommen Neue und gleichzeitig verlassen uns alt bekannte Gesichter. Es herrscht ein ständiges Kommen und Gehen unter den Insassen. Wir wissen nicht, wie viele Haftanstalten es wirklich gibt, aber es müssen sehr viele sein. Aus den verschiedensten Winkeln des Landes kommen Häftlinge zu uns, werden eingesperrt, manche nur ein paar Monate, manche viele Jahre, und verlassen uns wieder.

Die Neuen werden natürlich neugierig beobachtet, ist er groß oder klein, stark, klug, gesund? Jeder versucht zu erraten, wer das ist, welchen Charakter der Neue hat, ob er sich einordnen wird können, wie lange er bleiben wird. Vieles sind nur theoretische Überlegungen,




die niemals überprüft werden können. Denn um festzustellen, ob ein Neuer stark ist, wo sein Platz in der Rangordnung ist, müsste man uns kämpfen lassen, was aber niemals geschehen wird. So können wir nur vermuten, wie stark, wie freundlich, wie klug, wie ausdauernd ein neuer Häftling sein mag.

So sind unsere sozialen Kontakte auf das winzige Maß reduziert, sodass unsere Beziehungen untereinander auf Vermutungen basieren. Man sieht sich und manchmal hat man das Gefühl, man würde sich mit dem einen oder anderen Insassen ganz gut verstehen. Manchmal entwickelt man auch Vertrautheitsgefühle mit seinem Zellennachbarn. Wenn man Wand an Wand über viele Jahre lebt, jedes Geräusch des anderen hört, jede Enttäuschung, wenn ein Besuch ausbleibt, miterlebt, jeden Arztbesuch akustisch begleitet, dann ist man vertraut miteinander, ähnlich wie ein altes Ehepaar.

Man glaubt also irgendwann, sich mit einem oder anderen besser zu verstehen. In Wahrheit wissen wir aber nichts übereinander. Ein scheinbarer Freund könnte in Wahrheit auch ein verrückter Soziopath sein. Wir wissen es nicht, weil wir jeder in seiner Zelle leben und bis auf winzige Nachrichten nicht viel voneinander erfahren.

Natürlich wissen wir noch viel weniger über unsere Wärter und die Menschen, die uns ab und zu besuchen. Es sind verbeihuschende Gesichter, keine Persönlichkeiten, nur Intermezzi, die uns helfen den Alltag zu verkürzen. Die tägliche Zelleninspektion, die Essenslieferung, der Sport, all diese Verrichtungen werden von den Wärtern in gleichmütiger Schweigsamkeit verrichtet, es ist kein Platz für persönliche Gespräche oder ein Kennenlernen.

Ja, natürlich lernt man die Charaktere zu unterscheiden. Der eine, der sofort schreit und zur Peitsche greift, wenn man nicht schnell genug zur Seite geht. Oder ein anderer, der immer kleine Lebensmittel mitbringt, er kann ja wohl kein böser Mensch sein. Aber was weiß man schon, denn bis auf diese wenigen Minuten haben wir keinen Kontakt zu den Wärtern.




Die Menschen, die uns besuchen, sind natürlich genauso schwer einzuschätzen. Einerseits machen sie sich die Mühe, regelmäßig zu uns zu kommen. Aber sie fordern auch ihren Tribut: Sie wollen geliebt werden, wollen Dankbarkeit, Entgegenkommen. Meistens sind es freundliche Menschen, die auf etwas Zuwendung durch uns hoffen, eine Zuwendung, die wir natürlich gerne geben. Wenn man dreiundzwanzig Stunden am Tag in Einzelhaft eingesperrt ist, dann ist ein einstündiger Besuch eine großartige, die einzige Abwechslung. Natürlich freuen wir uns da über den Besuch.

Aber, um ehrlich zu sein, es macht nicht viel Unterschied, wer uns besuchen kommt. Ob es der eine oder andere Besucher ist? Fast jeder bringt eine Kleinigkeit zu essen mit und das Wichtigste ist, wir kommen für eine Stunde raus. Vermutlich würden wir uns über jeden Besuch freuen, egal welcher Mensch das ist, ein Guter oder ein Böser.

Doch dies würden wir unseren Besuchern aber nie verraten. Es wäre undankbar und das Geschäft läuft so, dass wir für eine Stunde raus dürfen und dafür unsere Besucher im Gegenzug die Illusion erhalten, etwas Gutes zu tun und dafür geliebt werden. Wenn Sie selbst so ein Besucher sind, dann glauben Sie mir, Sie wollen diese Wahrheit eigentlich gar nicht wissen. Denn sie zerstört Ihre Illusion, einen Freund hier drinnen zu haben. Es ist schwer zu erkennen, dass man nicht ein guter Freund oder gar ein geliebter Mensch ist, sondern letztlich nur eine willkommene Abwechslung, ein Zeitvertreib eines Lebenslänglichen. Wenn Ihr morgen nicht mehr kommt, mag das traurig sein, aber solange stattdessen jemand anderer zu Besuch kommt, ist es auch nicht so wichtig.

Ja, wir Häftlinge warten auf euch Besucher, aber nicht euret wegen, sondern um die wenigen Minuten Bewegung, um die Möglichkeit, den vier Wänden zu entfliehen, wegen der Gelegenheit andere Insassen am Hof zu treffen und sich kleine Nachrichten zukommen zu lassen. Mag sein, dass wir undankbar sind, aber wenn man hier eingesperrt ist, dann ist einem das Hemd näher als die Jacke und wir




versuchen zu überleben. Und um zu überleben, ist diese eine Stunde Freigang unvorstellbar wichtig.

5

Weiter hinten sehe ich durch den Regen das Gebäude, wo die weiblichen Insassen eingesperrt sind. Leider ist niemand zu sehen, es wäre eine gute Gelegenheit gewesen, einer Insassin beim Vorbeigehen zuzuzwinkern. Ich darf das, in meinem Alter ist ein kleiner Flirt nur mehr eine Formsache, um den Schein zu wahren. Abgesehen davon, was sollte wohl herauskommen unter uns Häftlingen, die wir nie ohne Wärter heraus dürfen?

Es ist ein gemischtes Gefängnis hier. Es gibt auch Gefängnisse, wo nur Männer oder nur Frauen vertreten sind, was wesentlich angenehmer ist. Man vergisst mit der Zeit das andere Geschlecht, es ist einfacher die Einsamkeit zu ertragen, wenn man nicht beständig an Frauen erinnert wird, an Beziehungen, an Liebe, an Sex. Wenn ich heute hier noch eine Insassin entdecke, dann ist klar, woran ich die nächste Woche ausschließlich denken werde. Ob das Frauen auch so sehen? Ich weiß es nicht.


Das ist meine Meinung, dass es einfacher ist, wenn Gefängnisse nicht gemischt sind. Manche mögen das anders sehen und jeder Insasse hier hat seine eigene Geschichte. Meine Geschichte hieß Conny. Sie war eine junge Insassin, mit herrlich dunklem Haar, zwei schwarzen Augen, Blicke so tief, so dunkel, dass man darin versinken konnte. Eine Figur voller Reize, rund, stark und sportlich. Ihre Bewegungen waren so weich und dennoch kraftvoll. Sah man Conny vorbeigehen, war es, als wenn die Zeit angehalten würde. Alles schien sich zu verlangsamen, nichts geschah mehr und man blickte völlig verloren diesen gleitenden und schwingenden Bewegungen nach, die wie in



Zeitlupe an einem vorbeizogen. Wie durch einen kolossalen Magnet wurde man angezogen, eingesaugt von einem Strudel aus Schönheit und Leidenschaft und ohne darüber nachdenken zu können, musste man einfach nachgehen oder man starrte zumindest völlig entgeistert hinterher.

Von jener Minute an, wo ich Conny das erste Mal erblickte, war es um mich geschehen und ich habe mich natürlich von Anfang an zum Clown gemacht. Bei jedem Freigang konnte ich meine Augen nicht von ihr lassen, jede Runde am Hof, jedes zufällige Zusammentreffen war für mich eine süße Qual, ein Leiden, das mich zwang in ihren Blicken Erlösung zu suchen. Es war wie eine schwere Krankheit, eine Geisteskrankheit und Conny war die einzige Medizin für mich. Nur sie konnte mir Linderung verschaffen, nur Conny war die Heilung meiner Sehnsucht. Ich bin sicher, alle haben gelacht über mich, vielleicht auch Conny. Ich war der arme Tropf des Gefängnisses, der den anderen mit seiner Manie die Zeit vertrieb. Über nichts lässt sich so gut lachen, als über die Schwächen der anderen. Und hier bot ich das volle Programm, niemand war je so schwach wie ich, wenn ich an Conny dachte. Aber das stört mich auch nicht, denn was ich in ihr gefunden habe, war für mich in jener Zeit so unendlich kostbar und so wertvoll, dass es alles andere aufgewogen wurde.

Ihre Überstellung in unser Gefängnis war für mich wie Blitzschlag, das meinen gesamten Organismus ins Chaos stürzte. Ich sah sie und war erschüttert und verloren. Keine Sekunde in diesen Wochen war ich fähig an irgendetwas anderes zu denken. Die Zeit schien manchmal wie im Fluge zu vergehen, wenn ich meinen Träumereien nachhing, Träume von gemeinsamen Spaziergängen, von Liebe, von gemeinsamer Zeit und von Berührungen. Die Zeit schien aber auch nicht vergehen zu wollen, wenn der Ausgang nahte und ich mich so sehr nach ihrem Anblick sehnte, dass ich fast platzte vor Begierde und lange vor den Öffnungszeiten wild zu randalieren begann, weil ich nicht warten konnte.




Manchmal, da sah sie mich spitzbübisch lächelnd an, wenn wir uns zufällig begegneten. Ein tiefer Blick, der mich neugierig betrachtete, der scheinbar zu ergründen versuchte, was in dem Kerl falsch lief, warum er sie ständig anstarrte. Diese Blicke vernichteten mich, wie ein Stromschlag genau durchs Herz, so lähmte ein solch langer Blick alles in mir. Der Schmerz fuhr durch meine Adern, der Atem stand und der Mund war plötzlich so trocken, dass ich nicht einmal mehr schlucken konnte. Ich brauchte dann lange Zeit, um mich von diesem Schock zu erholen. Blickte mich Conny beim Hofspaziergang an, so packte mich eine panische Angst, denn nach hundert Schritten begegneten wir uns wieder und ich musste fürchten, wieder einem solchen Blick ausgesetzt zu sein. Die Angst war so groß, dass meine Beine weich wie Butter waren und ich kaum mehr eine Runde gehen konnte. Trotzdem hätte ich auf ein Ohr verzichtet, um einen neuerlichen Blick von ihr erhaschen zu können.

Wir haben uns nie berührt, wir haben nie ein Wort gewechselt, wir konnten nie darüber sprechen, ob wir das Gleiche für einander empfanden, all das war uns nicht vergönnt. Es waren viel zu kurze Monate im Sommer vor ein paar Jahren, wo Conny bei uns war. Meine Liebe zu ihr war so stark, dass ich sicher war, ich würde sterben, als sie dann im Herbst plötzlich nicht mehr hier war.

Ja, sie war nur kurz bei uns. Wir wissen natürlich auch nicht, was aus ihr geworden ist, da wir niemals etwas erfahren dürfen. Nur zufällig hören wir etwas von Insassen, die zurückkommen und in anderen Gefängnissen alte Freunde wieder gesehen haben. Ja, der eine lebt noch, er ist jetzt hier oder dort. Nein, jene habe ich nicht gesehen, über sie weiß ich nichts. So und ähnlich gehen die geflüsterten Gespräche, wenn wir manchmal kurz beinander stehen können. Alle habe ich gefragt, ob sie etwas von Conny gehört haben, aber niemand, der zurück kam, konnte mir etwas berichten.

War ihre Gegenwart eine süße Qual, so war ihr Verschwinden der tiefste Schmerz, den jemand im Leben kennenlernen kann. Lange Zeit war ich unfähig, Nahrung zu mir zu nehmen, ich verweigerte




jede Bewegung, niemand konnte mich zur kleinsten Aktivität bewegen. Der Schmerz saß so tief, er erfüllte mich so vollständig, dass ich nur mehr Schmerz war. Es war kein Platz mehr in mir für etwas anderes und niemand konnte mich aus diesem Tal der Traurigkeit erlösen.

Heute sind einige Jahre vergangen und der Schmerz ist noch immer da. Aber er ist weniger geworden. Manchmal gibt es gute Tage, da scheint die Sonne, der Spaziergang macht Spaß, ein Scherz erheitert uns, da vergesse ich das Leid. Aber in langen Winternächten, wenn die Sonne am Morgen nicht kommen will, da habe ich Zeit mich zu erinnern und alles ist wieder da, so wie wenn Conny noch gestern hier gewesen wäre. Und dann ist auch der Schmerz wieder da und ich glaube wieder, dass niemand dieses Leid überstehen wird können. Obwohl inzwischen einige Jahre vergangen sind, aber ich habe ein ausgezeichnetes Gedächtnis und ich vergesse nicht, obwohl also viel Zeit vergangen ist, hat der Schmerz nicht nachgelassen. Das Einzige, was besser geworden ist, dass ich heute weiß, dass ich auch mit dem Schmerz leben kann, dass es Momente gibt, wo ich nicht daran denken muss, was mir genommen wurde. Dieses Wissen hilft weiter zu machen, nicht aufzugeben.

6

Der Regen wird stärker und inzwischen will ich wieder zurück in meine Zelle. Die Erinnerung an Conny hat mir die Stimmung verdorben. Eigentlich möchte ich jetzt alleine sein und von ihr träumen. Wie es ihr wohl geht? Ob sie gesund ist? In Freiheit gar? Mit einem anderen zusammen? Ich will gar nicht daran denken. So egoistisch bin ich, dass ich mich nicht einmal für sie freuen könnte, sondern nur kleinlich und eifersüchtig wäre.




Gestern war mein üblicher Besuch bei mir, ein junges Mädchen. Auch sie war traurig, weinte ständig, schwieg, ich weiß nicht warum. Wir wissen ja so wenig über die Menschen, die uns besuchen. Die meisten kommen abgehetzt von ihrem Alltag und versuchen bei uns ein wenig Ablenkung zu finden. So kommen sie an fest gelegten Tagen, immer zur selben Zeit und beschäftigen sich eine Stunde mit uns.

Es ist die Illusion der Freundschaft, die sie zu uns führt. Wir Häftlinge müssen gar nichts dafür tun, lediglich mit unseren Besuchern mitgehen und ihnen Gesellschaft leisten. So wie das Mädchen, das die letzten Jahre immer zu mir kam. Sie war eigentlich ein nettes Kind, ruhig, immer sorgsam. Natürlich hatte auch sie eine Peitsche, das haben alle hier. Aber verwendet hat sie dieses Ding fast nie, und wenn dann nicht ernsthaft. Ich habe ein dickes Fell und ein Klaps mit einer Peitsche tut nicht weh.

Es würde mir leid tun, wenn sie nicht mehr zu mir käme. Es gibt auch andere Menschen, die brutalen, die aus uns eine Sportmaschine machen wollen. Die Ehrgeizigen, die keine Hemmungen haben, die Peitsche zu verwenden, wenn wir völlig sinnlos über absurde Hindernisse springen sollen oder Runde um Runde versammelt galoppieren. Solche Besucher sind anstrengend, da sie nie genug haben, nie zufrieden sind. Sie verwenden Sporen und scharfe Trensen, weil sie glauben, sie hätten dann mehr Gewalt über uns. Aber letztlich ist unter Zwang wohl noch keine Spitzenleistung entstanden. Kein Sportler lässt sich durch brachiale Gewalt motivieren.

Aber mein Mädchen hat viel geweint gestern, vielleicht wird sie ja doch nicht mehr kommen. Wer weiß schon? Ob das damit zu tun hat, dass ich heute hier im Regen stehe und warten muss? Die Wärter sind es jedenfalls nicht, auf die ich hier warte, denn die sind schon mehrmals vorbei gekommen und haben sich nicht um mich gekümmert.

Vielleicht ist ja auch meine Strafe zu Ende? Vielleicht komme ich heute in Freiheit? Dieser Gedanke ist bislang noch nicht gekommen und ich wage ihn kaum zu denken! Kann es sein? Hätte ich es gestern schon bemerken müssen? Woran merkt man, wenn es soweit ist?



Jetzt bin ich aber ganz aufgeregt, wo ich darüber nachdenke. Angespannt und aufrecht blicke ich herum, ob ich ein Anzeichen entdecken kann, was heute passieren wird. Aber nur der Regen tropft herunter und die Freiheit lässt sich nicht blicken.


Ich weiß nicht, wie man in Freiheit kommt. Wird man dann einfach ausgelassen, darf man dann davonlaufen? Oder gibt es eine Zeremonie, wird mir etwas verliehen, vielleicht so ein hübsches buntes Stück Tuch, wie man es manchmal für das Zaumzeug bekommt? Ich hoffe, ich versäume nicht, wenn ich entlassen werde. Nicht dass ich Töpel noch stundenlang im Regen stehe und eigentlich schon längst entlassen bin. Aber einstweilen bin ich noch angehängt und die Frage stellt sich – noch – nicht.

Ich möchte mich noch von allen verabschieden. Einige habe ich doch ein bisschen kennen gelernt und es sind alle ganz nett hier. Ob ich nochmal zu den Stuten hinüber darf? Die eine, die kleine Blonde, habe ich noch nicht richtig gesehen, vielleicht kann ich durch das Gitter ein wenig mit den Damen plaudern? Von allen will ich mich verabschieden, jeder soll meine Freude sehen, jeder soll mit mir glücklich sein, dass ich frei bin!

Oder muss man, wenn man frei ist, weg und darf nicht mehr hier sein? Vermutlich, denn sonst hätte ich all die Jahre freie Pferde hier gesehen. Ich sah aber immer nur angehängte und eingespernte Pferde.

Ich kann es kaum erwarten. Es ist ganz einfach, man muss nur den Strick entfernen und ich bin in Freiheit. Sie müssen mich nicht irgendwo hinfahren, ich kann einfach auch so hinaus spazieren. Obwohl, schön wäre es schon, wenn sie mich wieder nach Hause bringen. Meine Eltern werden zwar sicher nicht mehr leben, aber meine Herde wird wohl noch da sein. Vielleicht erkennen mich von den Jüngeren noch einige?

Aber, wenn sie mich nicht nach Hause bringen, dann wird mich mein Instinkt schon dorthin leiten. Wir hatten nie Probleme unsere Freunde zu finden. In uns ist der Weg eingespeichert und wir traben los und finden unsere Herde. Ob sich die Menschen hier einmal ge-



fragt haben, was wir in Freiheit machen würden? Ich glaube schon, sonst würden sie nicht so akribisch darauf achten, dass die Gitter immer verschlossen sind. Eine merkwürdige Vorstellung haben Menschen von ihren Freunden: Sie sperren sie ein, damit sie gezwungenermaßen immer für sie da sind. Ob sich die Menschen gegenseitig auch einsperren?

Ein Geräusch kommt näher, ich höre ein Auto kommen, ein großes Auto. Vielleicht habe ich ja doch Glück und muss nicht zu Fuß nach Hause laufen. Ich bin ja doch schon ein älteres Semester und die Gelenke zwicken schon etwas. Der Gedanke, die ganze Strecke laufen zu müssen, ist dann doch etwas beunruhigend. Vor allem in den letzten Wochen haben mir die Beine schrecklich weh getan. Ganz schief bin ich herumgelaufen, weil die alten Knochen nicht mehr so richtig wollen. Aber das wird wieder, das ist das feuchte Wetter. Wenn ich erst wieder bei meiner Familie bin, dann werde ich zuerst eine Stunde über alle Wiesen laufen, solange, bis ich nicht mehr kann.

Ja, das Auto kommt zu mir! Es biegt in den Hof, ein großes Auto mit viel Platz für mich. Nicht so ein kleines, in dem die Menschen herumfahren. Damit werde in die Freiheit gebracht, endlich ist es soweit! Ich bin so glücklich, ich könnte heulen vor Freude! Nach all den Jahren ist heute – völlig unvermutet – der Tag gekommen. Familie, jetzt seht ihr mich wieder!

Ich war ein guter Häftling, ich habe nie rebelliert, ich war immer gehorsam. Natürlich muss das aufgefallen sein und darum darf ich heute nach Hause. Es zahlt sich aus, sich zu bessern, es zahlt sich aus, gehorsam zu sein. Ach wie dumm sind doch die anderen, die glauben mit Verweigerung oder Ungehorsam etwas zu erreichen. Seht mich an, dann wisst ihr, die Braven werden belohnt!

Es gibt keinen Zweifel mehr, das ist mein Auto in die Freiheit. Zwei Menschen sind ausgestiegen und kommen auf mich zu. Sie werden mich zurückbringen. Es sind zwei freundliche große Männer mit roten Gesichtern. Sie tragen weiße Kittel, schmutzige weiße Kittel.



Warum tragen Menschen weiße Mäntel, wenn Sie doch bei ihrer Arbeit so schmutzig werden?

Die Männer sprechen leise mit einander. Ich weiß, dass sie über mich reden, das fühle ich, obwohl die beiden noch weiter weg sind. Vielleicht sprechen sie, welchen Weg sie zu mir nach Hause nehmen? Es sind in jedem Fall meine neuen Freunde, die Menschen, die mich nach Hause bringen.



Diese Kurzgeschichte wurde vom Verein *Belinda Pferdehilfe* aus Wien zur Verfügung gestellt. Wir hoffen damit, ein wenig auf die Hilflosigkeit von Tieren aufmerksam machen zu können.

Wenn Sie mehr über unsere Tätigkeit erfahren wollen, besuchen Sie bitte unsere Homepage:

www.pferdehilfe.at

oder schreiben uns ein E-Mail:

office@pferdehilfe.at

Natürlich sind wir auf Ihre Spende angewiesen: Spenden für unsere Pferde bitte an das Konto:

Konto 10.354.223
lautend auf „Belinda Pferdehilfe e.V.“
Raiffeisen Landesbank für NÖ/Wien
BLZ 32.000

Wir danke für Ihre Hilfe und freuen uns, wenn Sie diese Geschichte an Ihre Freunde und Bekannten weiterleiten und so auf unser Anliegen aufmerksam machen.